

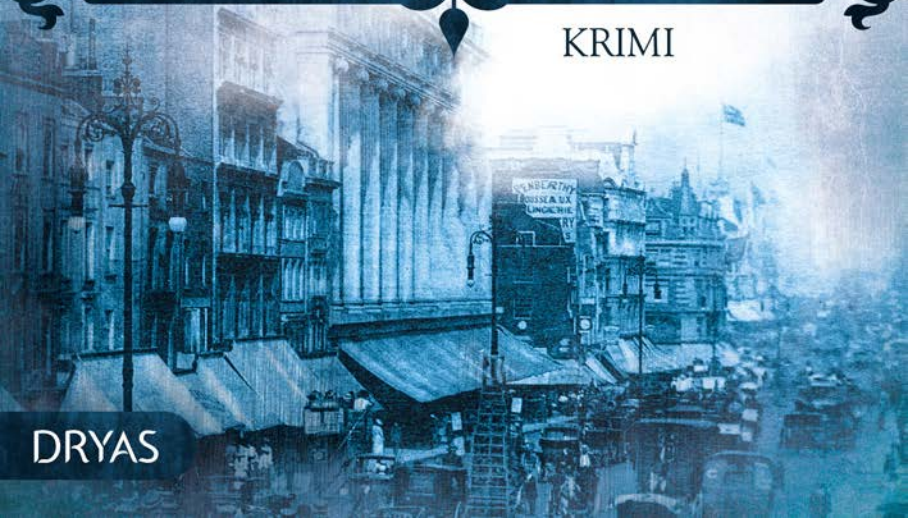


◀ ROBERT C. MARLEY ▶

Inspector Swanson

und der Fluch des
Hope-Diamanten

KRIMI



DRYAS

Inspector Swanson

und der Fluch des
Hope-Diamanten

Ein Kriminalroman
aus dem Jahre 1893
von Robert C. Marley



 DRYAS

Robert C. Marley, Inspector Swanson
und der Fluch des Hope Diamanten.
Ein Kriminalroman aus dem Jahr 1893.
Dryas Verlag 2019

1. Auflage
ISBN 978-3-940855-53-4

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich und
kann über den Handel oder den Verlag bezogen werden.
E-Book ISBN 978-3-941408-65-4

Herstellung: Dryas Verlag, Hamburg
Lektorat: Andreas Barth, Oldenburg
Korrektur: Birgit Rentz, Itzehoe
Umschlaggestaltung: © Guter Punkt – Agentur für Gestaltung
und Buchdesign, München (www.guter-punkt.de)
Umschlagmotive: England people and customs © kuco - Fotolia.com /
London cab near Big Ben © Ievgen Melamud - Fotolia.com /
Street Lamp Silhouette © Al - Fotolia.com / Lamplight © Al -
Fotolia.com
Satz: Dryas Verlag, Hamburg
Gesetzt aus der Palatino Linotype
Druck: CPI books GmbH, Ulm

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Der Dryas Verlag ist ein Imprint der
Bedey Media GmbH,
Hermannstal 119k, 22119 Hamburg.

© Dryas Verlag, Hamburg 2019
(1. Auflage 2019, Dryas Verlag, Hamburg)
Alle Rechte vorbehalten.
<http://www.dryas.de>
Gedruckt in Deutschland

Für Mario Sarto und Rolf Schepmann,
wahre Meister der Goldschmiedekunst

Und in Erinnerung an K.-J. Pilling,
einen der besten Menschen, die ich je kannte

*„Der Mensch liebt Gold so sehr
und bedarf der Luft doch mehr.
Ein Dieb, der dies bedenkt,
wird selten aufgehängt.“*

frei nach Logau

Vorbemerkung

Auch wenn die Handlung dieses Romans nur lose auf Begebenheiten beruht, die sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts tatsächlich zutrugen, so haben doch die meisten der auftretenden Personen wirklich gelebt oder sind (in den wenigen Fällen, in denen ich Figuren erschaffen musste) selbst so sehr davon überzeugt, real zu sein, dass ich es nicht übers Herz bringe, sie vom Gegenteil zu überzeugen. Die Geschichte des blauen Hope-Diamanten dagegen ist vollkommen authentisch. Und auch sämtliche Schauplätze existieren wirklich bzw. haben zum Zeitpunkt der Handlung in ihrer beschriebenen Form existiert.

R. C. M.

Prolog





Paignton, Devon, 20. Dezember 1878

Die Zeit der Kerzen und der Gemütlichkeit.
Die Zeit des dampfenden Kakaos und der
duftenden Kekse. Die Vorweihnachtszeit.

Das war es, worauf sich der blonde Junge und das blasse, kleine Mädchen, das ordentlich neben ihm auf dem Holzschemel saß und mit glänzenden Augen aufmerksam dem bunten Treiben in dem niedrigen Raum zuschaute, schon seit den Sommerferien gefreut hatten.

Als ihr Dad sich geschlagen gegeben hatte (nach all dem Bitten und Quengeln, dem unablässigen Zupfen an seinen Ärmeln, den zwinkernden hellen Kinderaugen und den flehenden „Bitte, Dad. Ja, Dad? Bitte, Daddy!“-Rufen) und sie ihm das Versprechen abgenötigt hatten, dass ihn in diesem Jahr um die Weihnachtszeit herum jeder einmal zur Arbeit begleiten dürfte, waren sie nicht mehr zu halten gewesen. Aus lauter Dankbarkeit und Freude darüber, dass er ihnen diesen Herzenswunsch tatsächlich erfüllen würde, waren sie dort, wo sie gerade standen (unweit der Stallungen in ihrem riesigen, verwilderten Garten nämlich), über ihn hergefallen und hatten ihn zu Boden gerissen. Gott sei Dank war er alles andere als ein strenger Vater. Er hatte sich einfach ins hohe Gras fallen lassen, die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und lauthals gelacht. Eine kindliche Übermacht. So einfach war das gewesen.

Seither hatten die vier Kinder an nichts anderes mehr gedacht.

Nun endlich war es so weit. Dad hatte sie zur Seite genommen und sie daran erinnert, dass sie schön brav sein müssten, wenn er seine beiden Jungs und die zwei Mädchen zur Arbeit mitnahm – allerdings nicht alle vier auf einmal. Sie könnten sich dann zwar alles ansehen, hatte er gesagt, nur anfassen dürften sie nichts. Und was

noch wichtiger war: Sie sollten achtgeben, niemandem im Wege zu stehen, weil das Weihnachtsgeschäft, wie er es nannte (ein Wort, das in ihrer aller Ohren nach bunten Geschenkpackungen und farbigen Bändern klang), die wichtigste Zeit des Jahres war. Die Schmuckstücke mussten alle pünktlich fertig werden, und die Goldschmiede hätten alle Hände voll zu tun. Und wenn sie ganz besonders gehorsam wären, würde er ihnen vielleicht sogar den berühmten blauen Hope-Diamanten zeigen, über den sie schon so viele abenteuerliche Geschichten gehört hatten.

Sie hatten natürlich sofort eifrig genickt und ihm fest versprochen, dass sie sich ganz, ganz klein machen würden. Jetzt saßen sie hier, und es war noch viel schöner, als sie es sich vorgestellt hatten.

Über allem schien ein gewisser Zauber zu liegen, so als hinge glitzernder Goldstaub wie feiner Nebel in der Luft. Trotz der fieberhaft arbeitenden Männer war die Werkstatt von einer schier unbeschreiblichen und beinahe körperlich spürbaren Behaglichkeit erfüllt. Draußen, vor den hohen Fenstern, die in den Hof hinausblickten, war es mittlerweile dunkel geworden. Lediglich ein schmaler Streifen des schneebedeckten Kopfsteinpflasters war zu erkennen und funkelte im Schein der Gaslampen an der Decke. Die Werkische, von denen es an der Fensterseite acht oder neun gab, waren voll besetzt. An jedem Platz flackerten die Flämmchen der Lötöhre.

Lötöhre waren etwas extrem Geheimnisvolles für Colleen, so hieß das Mädchen. Sie bestanden aus einem dünnen, am oberen Ende gebogenen Metallröhrchen und hatten etwas unsagbar Magisches an sich. Ganz fasziniert beobachtete Colleen einen der Goldschmiede, um dem Geheimnis dieses merkwürdigen Dingsbums auf die Schliche zu kommen. Zwei Schläuche befanden sich am anderen Ende des Rohres. Der erste verschwand irgendwo

in der Tischplatte, und sie konnte nicht erkennen, wohin er führte. Der zweite jedoch war nur kurz. Es war eine Art Mundstück daran, wie Großmutter es für ihre Zigaretten benutzte. Jedes Mal, wenn der Goldschmied es in den Mund nahm und hineinblies (während er einen zierlichen Hebel an dem Lötrohr in seiner Hand betätigte), bewegte sich oben das Flämmchen, wuchs, wurde größer und schrumpfte schließlich wieder zusammen.

Colleen stand von ihrem Beobachtungsposten in der Ecke auf und ging zu den Arbeitern hinüber. „Was tust du da?“

Der Mann mit dem lustigen Schnurrbart nahm das Schlauchende aus dem Mundwinkel und hängte das Rohr an einen Ständer. „Ich löte eine Schiene an den Ring, mein Kleines“, sagte er und tippte mit einer Pinzette an ein bräunlich-rotes Etwas, das Colleen unmöglich als Ring akzeptieren konnte.

„Das ist kein Ring“, sagte sie.

Der Mann schob die Unterlippe vor. „Vielleicht hast du recht.“ Dann lachte er leise. „Sieht wirklich nicht aus wie ein Ring, was?“

„Was ist eine Schiene?“

„Oh, das ist der Reif – der Teil vom Ring, durch den man den Finger steckt.“

Sie schien mit der Antwort zufrieden. Dann stützte sie beide Ellenbogen auf den Tisch. Ihr Kinn ruhte auf ihren Handflächen, als sie fragte: „Wie heißt du denn?“

„Für dich Mr Osbourne“, sagte der Goldschmied.

„Und du musst alles machen, was mein Dad dir sagt, Mr Osbourne, stimmt's?“ Sie konnte mit ihren acht Jahren sehr wohl zwischen Chef und Arbeitern unterscheiden.

Zwar wusste Colleen, dass ihr Vater den Betrieb vor einigen Jahren übernommen hatte, aber sie hatte keinen blassen Schimmer, was er dort eigentlich tat. In Wahrheit kümmerte er sich nämlich allein um die Geschäfte.

Er stand im Laden, ließ den betuchten Kunden eine hervorragende Beratung angedeihen und sorgte dafür, dass es ihnen an Luxusgütern nicht mangelte. Tagtäglich überprüfte er die Lagerbestände, kaufte bei Bedarf die gängigsten Juwelen und Perlen nach und achtete darauf, dass die Arbeiten für die Woche verteilt waren und die Termine eingehalten wurden. Colleens Dad war der Kaufmann – von der Fertigung der Schmuckstücke und dem Umgang mit den edlen Metallen hatte er allerdings keine Ahnung. Aus diesem Grund hatten die Goldschmiede, unter denen es Männer gab, die ihr halbes Leben nichts anderes getan hatten, als aus dem unansehnlichen Rohmaterial die kostbarste Augenschmeichlerei zu zaubern, im heimeligen Reich ihrer Werkstatt relativ freie Hand.

Der Goldschmied drehte das Stück pechschwarzer Holzkohle herum, das ihm als Unterlage für den halbfertigen Ring diente. „Jaaha.“ Er verstellte die Stimme, bis sie ganz tief und brummig klang, und verzog das Gesicht zu einer bedrohlichen Maske. „Und wenn ich es nicht tue, dann ...“ Das letzte Wort dehnte er, als bestünde es aus zwanzig Silben. Dann nichts. Er hob nur den Zeigefinger, denn ihm fiel offenbar nichts wirklich Schreckliches ein. Über das ganze Gesicht grinsend fuhr er mit seiner Arbeit fort.

„Du weißt, was Dad gesagt hat.“ Ihr Bruder blickte ihr koboldhaft über die Schulter. „Du störst den Mann. Dad hat gesagt, wir sollen nicht stören.“

„Hab ihn gar nicht gestört, Schlaumeier“, giftete sie zurück. Adam hatte es aber auch immer nötig, sich aufzuspielen, wenn sie zu zweit waren; dabei war er gerade mal ein Jahr älter als sie. Colleen beugte sich wieder über den Werk Tisch. „Ich hab dich nicht gestört, oder?“ Das war keine Frage, sondern eine Feststellung gewesen.

Der Goldschmied runzelte die Stirn.

„Was wird das?“, fragte Adam. Angestrengt sah er dem Mann zu.

„Ein Ring natürlich, du Dummkopf“, gab Colleen rasch zur Antwort. Sie bemerkte (nicht ohne Genugtuung), dass dem Mann mit dem lustigen Bart um ein Haar das Schlauchende aus dem Mund gefallen wäre, und sie musste sich ein Kichern verkneifen.

„Selber Dummkopf“, sagte Adam.

„Sei still.“ Sie stieß ihm ihren Ellenbogen in die Seite. „Jetzt wird’s spannend.“

Das Lötrohr kam erneut zum Einsatz. Der Goldschmied blies sachte in das Mundstück und die Flamme wurde größer und größer, wobei sie wie ein im Wind wehen- des bläulich-rotes Tuch über den vermeintlichen Ring leckte, bis das Metall hell aufglühte. Unvermittelt erstarb die rauschende Flamme, und das Rohr wurde zurück auf den Haken gehängt. Colleen und ihr Bruder, der sich die Hände schützend vor die Augen hielt (was seine kleine Schwester zu einem gehässigen Grunzlaut veranlasste), wichen erschrocken zur Seite, als der Goldschmied den Ring mithilfe der Pinzette aufhob und in ein Glas mit Wasser tauchte. Zischend und gurgelnd erkaltete das Metall.

„Angsthase, Angsthase“, sang das Mädchen. Dabei hüpfte es von einem Bein auf das andere.

In diesem Augenblick schrillte die Ladenglocke.

Was für ein entsetzliches Geräusch, dachte Colleen, es hörte überhaupt nicht mehr auf. Der Mann mit dem lustigen Schnurrbart schnellte plötzlich in die Höhe, so als hätte er Sprungfedern unter den Schuhsohlen. Zwei, drei der anderen Arbeiter waren ebenfalls von ihren Stühlen aufgesprungen. Sie wusste nicht recht, was das zu bedeuten hatte.

Es war nicht die Türglocke, die da kreischte, es war ihr Dad. Er taumelte rückwärts in die Werkstatt hinein – ein

schwarzes Tuch in der rechten Hand und die linke um den Schaft des Messers geschlossen, das aus seiner Brust ragte. Sein Schreien wurde kläglich leise, als er auf den kalten Steinboden schlug, und schließlich verstummte er.

Sie waren zu fünft.

Vier der Gesichter schwarze Schatten.

In ihren Fäusten blitzten Klingen. Wie eine Wand aus hässlicher Schwärze waren sie, und diese Wand begrub gerade ihren Dad unter sich.

Colleen schrie.



ERSTER TEIL

Morgenstund'
hat Gold im
Mund



KAPITEL 1

Der Himmel über London war klar. Die nebelige Dunstglocke des Vortages hatte sich aufgelöst, und es versprach ein warmer und sonniger Morgen Mitte September zu werden. Es war das Jahr 1893. Jenes Jahr, in welchem die Welt ihr Augenmerk skeptisch auf Neuseeland

gerichtet hatte. Man sprach vom Verfall der Moral, man sah sich einer unglaublichen Bedrohung ausgesetzt, man zitterte und schauderte bei dem Gedanken daran, eine Welle weiblicher Gewalt könne amazonenhaft und feministisch auf die heilen Kontinente männlicher Herrschaft schwappen und sie überspülen. Kurzum, die Erde war in ihren Grundfesten erschüttert worden, weil ein abtrünniges Land kapituliert und den Frauen das Wahlrecht zugesprochen hatte. Was dabei herauskam, wenn man dem schwachen Geschlecht zu viele Freiheiten gestattete, war der Kirche seit Adam und Eva hinlänglich bekannt, und als Murray's Magazine in der Montagsausgabe einen Artikel über den steigenden Obstkonsum der britischen Damenwelt (mit dem Titel „Die Vertreibung aus dem Paradies“) veröffentlichte, sahen gelehrte Geistliche und bibelfeste Aristokraten bereits den Tag des Jüngsten Gerichts am Horizont heraufdämmern.

Mr Archibald Horne, dem es niemals in den Sinn gekommen wäre, sich als besonders gottesfürchtig zu bezeichnen, faltete, immer noch schläfrig, Murray's Magazine zusammen und sah mit leisem Schrecken zur Obstschale auf dem Frühstückstisch hinüber. Er war viel zu spät aufgewacht, und in seinem Schädel schien ein Sturm zu tosen.

Catherine, seine Frau, die seit gut zwei Jahren ein mehr oder weniger strenges Regiment im Hause Horne führte, wog den Apfel wie ein Wurfgeschoss in der Hand, ehe

sie hineinbiss. Zaghafte kauend sah sie Archibald an und lächelte. „Habe ich irgendeinen Ausschlag im Gesicht?“ Ihr Lächeln wurde breiter.

„Bitte was?“ Ihm wurde plötzlich klar, dass er sie mit großen Augen angestarrt hatte, und er blinzelte hektisch. „Nein, nein. Ich dachte nur gerade an diesen bemerkenswerten Artikel. Frauen seien gefährlich, schreiben sie da. Was meinst du?“ Trotz seiner pochenden Kopfschmerzen grinste er verschmitzt.

„Natürlich sind wir gefährlich. Sehr sogar. Und grins nur nicht so.“ Catherine lächelte und zog die Augenbrauen hoch. „Wir werden ziemlich unterschätzt, weil man uns für schwach und schutzbedürftig hält.“

Archibald dachte darüber nach und stimmte ihr zu. „Also dich, Liebes, halte ich sogar für außerordentlich gefährlich. Vielleicht fühle ich mich auch deshalb so hundeelend, weil du mir gestern irgend so ein Gift ins Abendessen gemischt hast.“

Begeistert entgegnete sie: „Oh ja! Ich nahm Laudanum und mischte es unter die Erbsen.“

„Hoffentlich vergisst du nicht, das Rezept deiner Stiefmutter zu geben, ich glaube, sie kennt es noch nicht.“ Er warf ihr einen Kuss zu. Vor drei Tagen erst war sie aus den Ferien bei ihr zurückgekommen.

„Ach, mach sie nicht immer so schlecht, Archie. Ich habe sie wirklich sehr gern.“ Sie schüttelte den Kopf. „Hauptsache, du vergisst nicht, Mr Wigfield um eine Gehaltserhöhung zu bitten. Du weißt, wie sehr wir das Geld brauchen.“ Jetzt blinzelte sie ihn mädchenhaft an. „Es ist übrigens bereits zwanzig vor acht, mein Lieber.“

„Was? Großer Gott!“ Archibald warf einen verzweifelten Blick auf seine Taschenuhr, schleuderte die Zeitung auf den Tisch und sprang wie von Nadeln gestochen auf. „Catherine, oh Gott, warum sagst du denn nichts? Ich komme zu spät!“ Eine halbe Sekunde später war er

in seinen leichten Mantel geschlüpft und band sich, auf einem Fuß stehend, die Schnürsenkel zu.

„Ich liebe dich, Archie.“ Catherine umschlang ihn mit den Armen und drückte ihm einen Kuss auf die Lippen. „Liebst du mich auch?“

„Verdammt!“ Bei dem Versuch, eine doppelte Schleife zu binden, fiel er beinahe um. „Aber natürlich doch. Ich liebe dich. Aber jetzt muss ich wirklich los. Habe ich Sandwiches?“

Sie reichte ihm seine Tasche und klopfte mit der flachen Hand darauf. „Alles da drin. Bis heute Abend.“ Als sie ihm die Haustür öffnete, weil er im Flur nach seinem Hut suchte, sagte sie: „Pass auf dich auf, und renn um Gottes willen nicht unter den Bus.“

Archibald verdrehte die Augen und nickte. „Ich werd’s beherzigen, Schatz. Bis heute Abend.“ Er hastete auf den Gehsteig hinaus und spurtete davon. Der Mantel wehte in der Morgenluft.

„Die Schlüssel, Archie!“, rief sie ihm hinterher, wobei sie den klimpernden Bund hoch über ihren Kopf hielt und damit herumfuchtelte. „Du hast die Schlüssel vergessen!“

Er blieb stehen, wandte sich um und sah sie winken. „Ja, ich liebe dich auch!“, rief er zurück. Dann rannte er am Rinnstein entlang und bog nach rechts in die Ave Maria Lane ein.

Als Archibald Horne bei Somerset House aus dem Bus auf die Straße sprang und sich das Knie schmerzhaft an der Strebe eines Geländers prellte, drang von irgendwoher der schwere Klang einer Kirchenglocke an seine Ohren. Viertel nach acht. Zu Fuß wäre er wahrscheinlich schneller gewesen. Zu seinem Unglück stellte er außerdem fest, dass er sich auf der falschen Straßenseite befand.

Was für ein Tag! Er spähte über die Straße und suchte

nach einer Lücke im Verkehr. Er wich einem heranpolternden Viehwagen aus, bahnte sich einen Weg durch wartende Droschken und erreichte vollkommen außer Atem die Nordseite des Strand, wo er zu allem Überfluss einen Haufen Hundefäkalien übersah und ausglitt. Fluchend taumelte Archibald vorwärts, direkt in die Arme einer ihm entgegenkommenden Passantin. Wenn das so weiterging, würde er vermutlich doch noch unter einem verdammten Pferdehuf enden.

„Passen Sie doch auf, wo Sie hinlaufen, Sie Sittenstrolch“, zischte die junge Lady. Sie machte sich aus seiner Umklammerung los und eilte kopfschüttelnd und murmelnd davon. Ihr roter Hut schimmerte in der Morgensonne leicht violett. Ihre Schuhe klapperten auf dem Pflaster.

Ein herrlicher Morgen, um im Boden zu versinken, fand Archibald. Halbherzig strich er den Kot von seinem Schuh an einem Fahrradständer ab und setzte seinen strapaziösen Marsch zur Arbeit im Eiltempo fort.

Es war fast halb neun, als er das kleine Ladenlokal der Messrs Greenland, Grand & Wigfield erreichte. Sein Haar war zerzaust, ein Zipfel seines Hemdes lugte zerknittert über den Hosenbund, und die ungewohnte Geschwindigkeit hatte ihn ins Schwitzen gebracht. Ehe Archibald zum Messingknopf der Ladentür griff, blieb er noch kurz vor den Auslagen des Schaufensters stehen und überprüfte sein Spiegelbild in den Scheiben.

Er stopfte das Hemd in die Hose und schüttelte den Kopf. Alles in allem sah er wie jemand aus, der einen langen Tag harter Arbeit hinter sich gebracht hatte.

Die Glocke schlug zur halben Stunde.

Der Verkaufsraum lag im Dunkeln. Keine der zahlreichen Lampen brannte. Das war merkwürdig, zumal das Geschäft seit acht Uhr geöffnet war und Mr Wigfields Pedanterie einem ausgewachsenen Fetisch gleichkam.